

Museum und Schule - eine notwendige Partnerschaft

Autor(en): **Ammann, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **85 (1981)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-318010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Museum und Schule – eine notwendige Partnerschaft

I

Schwellenangst vor dem Museum

Obwohl Museen in der Regel im kulturellen Bewusstsein ihrer Heimatstädte und -gemeinden fest verankert sind, die sich ihre «Schaufenster in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft» denn auch einiges an Subventionen kosten lassen, ist es konkret genommen nur eine *beschränkte Zahl von Bürgern*, die als Träger und Exponenten eben dieses Kulturbewusstseins gleichzeitig auch zu den regelmäßigen Museumsbesuchern gehören. Diese statistische Feststellung gilt leider auch für zahlreiche andere kulturelle Institutionen wie Schauspiel, Oper, Bibliotheken, die sich auf ein «Stammpublikum» abstützen, das nur einen verhältnismässig kleinen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmacht. Daran ändern auch vereinzelte Ausstellungen oder Aufführungen nichts, die es dank besonders günstiger Umstände – attraktives Thema, Publizität in den Massenmedien, Mundpropaganda – ausnahmsweise zu einiger Popularität bringen und für kurze Zeit einen überdurchschnittlich hohen Besuch verzeichnen.

Nur für «Eingeweihte»?

Es wäre aber allzu einfach, den offensichtlich mangelnden Zuspruch, den Museen im allgemeinen bei uns und anderswo finden, allein auf die vielzitierte «Schwellenangst» weiter Kreise zurückzuführen. Gewiss haben die Museen lange Zeit selbst dafür gesorgt, dass nur «Eingeweihte» sich getrauten, die Tür in eine Welt aufzustoßen, die selten auf Antrieb zu einer «leichten» Begegnung und schon gar nicht zu anspruchslosem Zeitvertreib einlud. Der unvorbereitete Besucher, der zum ersten Mal eine der Museumswelten, stamme sie nun aus der Römerzeit, aus Ozeanien oder aus einer modernen Kunstbewegung, betritt, wird vielenorts durch die repräsentative Architektur des Museumsbaus, die hinter Glas aufgestellten Objekte, die brav aneinandergereihten Bilder, die ganze Atmosphäre von Gediegenheit und vornehmer Zurückhaltung, die das Museum alter Schule auszeichnet, in einen Zustand ehrfürchtiger Distanziertheit versetzt, der als Unbehagen nachwirkt und so den Ansporn für weitere Museumsbesuche stark lähmt.

«Botschaft» des Museums

Dennoch wäre es ungerecht, diese immer wieder beobachtbare Erscheinung den Museen allein anzulasten, die von ihrer Funktion her kaum oder selten mit all den Freizeitangeboten konkurrieren können, die heute als Trivial- oder Populärkultur (Film, Fernsehen, Pop-Konzerte, Regenbogenpresse, Sport usw.) ein grosses, vor allem auch jugendliches Publikum zu fesseln vermögen. Demgegenüber nimmt sich die Hauptaufgabe des Museums – zumindest äusserlich – weit weniger attraktiv aus. Ihm liegt es ob, anhand seiner Sammelobjekte – Bilder, Teppiche, Möbel, Fund- und Gebrauchsge-

genstände, Handschriften usw. – die mannigfachen kulturellen und künstlerischen Aktivitäten zu dokumentieren, die sich im Laufe der Menschheitsgeschichte bis in die jüngste Gegenwart überliefert haben. Verständlicherweise bedarf es von Seiten des Besuchers schon besonderer Anstrengungen, um diese stummen Zeugnisse zu neuem Leben zu erwecken. Er muss dazu über bestimmte *Vorkenntnisse* verfügen oder sich diese erwerben, will er die Bedeutung der Objekte besser erkennen und ihre Botschaft richtig entschlüsseln. Den Besuchern dabei in geeigneter Weise behilflich zu sein, ist Pflicht der Museen, wollen diese die Forderung nach *Demokratisierung* von Kultur und Kunst durch eine entsprechende Öffentlichkeitsarbeit wirklich ernst nehmen.

**Museumsbesuch
fordert
Kopf, Herz
und Hand!**

Wenn auch die eben genannten Rezeptionsformen vornehmlich kognitiven Charakters sind und sich vor allem an die intellektuellen Fähigkeiten des Besuchers richten, wäre es falsch, im Museum einzig und allein einen Lernort zu erblicken, wie dies in der neueren museumspädagogischen Theorie und ihrer Anwendung in einzelnen Museen häufig der Fall ist. Die Manie, dem Besucher alles in Form von Informationsblättern, dem Schüler in Arbeitsblättern, nahebringen zu wollen, ist der sichtbarste Ausdruck dieser einseitigen Entwicklung. Das richtig verstandene und publikumsfreundlich geführte Museum bietet in Ergänzung dazu vielfältige Erlebnismöglichkeiten, die den effektiven Bedürfnissen und Reaktionsweisen der Besucher Rechnung tragen, also z. B. Empfindungen der Freude, der Lust, des Genusses oder auch der Abwehr auslösen oder aber zu eigenem Tun mit den Händen anregen. Die von den Ausstellungsgütern direkt ausgehenden kreativen Impulse werden aufgenommen und weiterverarbeitet, neue Verbindungen geschaffen und entwickelt, überraschende Zusammenhänge entdeckt und vertieft. Alle diese Möglichkeiten eigenschöpferischer Tätigkeit sind als ebenbürtig neben die rein kognitive, d. h. analytisch-verstandesmäßige Erfassung von Kunst- und Kulturwerken zu stellen. Auch für das Museum muss die von Pestalozzi geforderte Dreieitigkeit von Kopf – Herz – Hand Geltung haben und dies vor allem im Bereich der Arbeit mit Jugendlichen. Aus diesen rekrutiert sich letzten Endes das Museumspublikum von morgen; deshalb ist es auch richtig, wenn besondere Anstrengungen unternommen werden, um Schüler aller Altersstufen mit der Institution Museum im allgemeinen, mit den am Ort befindlichen Museen im besonderen vertraut zu machen. Die Grundlage der nachstehenden Aufführungen bilden Erfahrungen und Ergebnisse, die im Verlaufe einiger Jahre im Rahmen des Projekts «Schüler besuchen Museen» am Pestalozzianum Zürich gesammelt worden sind.

II

Selbst wenn sich grosse Museen eine eigene museumspädagogische Abteilung leisten können, ist diese – wenigstens bei uns – personell keineswegs so dotiert, dass alle Anfragen nach Klassenführungen befriedigt werden können. Allein schon aus diesem Grund ist es unumgänglich, die Lehrer selbst für die Sache des Museums zu gewinnen, das heisst sie zu befähigen, mit ihren Schülern die Museen zu besuchen, und zwar nicht als einmalige «*Belohnungsaktion*» vor

den Ferien, sondern mit jener bestimmten Regelmässigkeit und Absicht, die deutlich machen, dass Museumsbesuche zu einem *integrierenden Bestandteil des Unterrichtsgeschehens* gehören. Je nach Art des Museumsbestandes ist eine mehr oder weniger direkte Verbindung zu einem Fach oder Lehrstoff möglich. Hier bietet das Museum mit seinen Originalobjekten eine beschau- und begreifbare Ergänzung zum Unterricht, die dank ihrer Authentizität – eigene, unverfälschte Wahrnehmung durch jeden Schüler – jedem noch so raffinierten AV-Mittel (z. B. Dia oder Film) qualitativ weit überlegen ist. Ist ein Zusammenhang mit einem Lerninhalt schwerer oder überhaupt nicht herzustellen, wird das Museum selbst zum Unterrichtsgegenstand: Auch der Umgang mit Museen – analog etwa zum Umgang mit den Massenmedien – will erlebt, erfahren, eingeübt und erlernt sein, ganz besonders, wenn es sich um ein Museum handelt, dessen permanente Sammlung und temporäre Ausstellungen den Bildenden Künsten, Malerei und Plastik, gewidmet sind. Während es ein rein historisches Museum infolge seiner natürlichen Lehrstoffnähe (Heimatkunde, Geschichte, Geographie) verhältnismässig leicht hat, Lehrer und Schüler direkt anzusprechen (vgl. Schweizerisches Landesmuseum!), muss das reine *Kunstmuseum* weitaus häufiger mit Vorurteilen und Abwehrreaktionen rechnen, die an sich schon einem schulklassenweisen Besuch im Wege stehen. Und zwar sind diese Vorurteile und Abwehrreaktionen nicht so sehr bei den Schülern, als vielmehr bei den Erwachsenen zu suchen. Abgesehen von «gängigen» Künstlern, wie sie etwa schon in Filmen (Van Gogh, Toulouse Lautrec usw.) oder in populären Buchbiographien (Michelangelo, Rembrandt usw.) einer breiteren Öffentlichkeit nahegebracht worden sind, hat es die Kunst generell schwerer, bei der erwachsenen Allgemeinheit auf Interesse und Verständnis zu stossen.

Spontanität im Museum

Wer hingegen schon Kinder im Unterstufen- und angehenden Mittelstufenalter im Museum beobachtet hat, wird mit freudigem Erstaunen festgestellt haben, wie unbekümmert, spontan und richtig diese auf die Bilder und Plastiken reagieren, die selbst dem Liebhaber und Kenner oft Schwierigkeiten bereiten oder fremd bleiben. So grundverschiedene Künstler wie Antonio Tapies, Sophie Taeuber-Arp oder Max P. Lohse haben bei den jungen Besuchern ebenso grossen Anklang gefunden wie die Vertreter des Surrealismus. Meistens schlagen die erwähnten *Vorurteile*, wie sie namentlich zu Hause gehegt werden, erst auf der Oberstufe durch und beeinflussen die Einstellung der Schüler in einem Masse, dass es auch dem versierten Lehrer schwer fällt, gutzumachen, was in der Primarschule an umsichtiger Vermittlung und einführender Auseinandersetzung versäumt worden ist. Dass es dabei nicht darum geht, den Kindern die lehreigenen Auffassungen und Ansichten aufzuzwingen – jedes wirkliche Kunstobjekt lässt verschiedene Lesarten und Deutungen zu –, sondern vielmehr um eine behutsame, zurückhaltende Hilfestellung, um die je eigenen Korrespondenzen zwischen Betrachter und Kunstwerk aufzuspüren, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Hilfe durch das Pestalozzianum

Das dazu erforderliche methodisch-didaktische Rüstzeug versucht das Pestalozzianum im Rahmen seines Projektes «*Schüler besuchen*

*Museen» an die interessierte Lehrerschaft der Volksschule, zu der nicht zuletzt auch die Kindergärtnerinnen gehören, heranzutragen, sei es mit der Veranstaltung spezieller Führungen durch temporäre Ausstellungen sowie ein- und weiterführender Kurse zur Kunstbetrachtung und verwandten Themen, sei es mit schriftlichen Wegleitungen, in denen neben den unentbehrlichsten *Hintergrundinformationen* für den Lehrer vor allem die praxisbezogenen Hinweise, Anregungen für die Arbeit im Museum selbst, aber auch zur weiterführenden Behandlung nach dem Museumsbesuch im Mittelpunkt stehen. Etwas vom allerwichtigsten ist es, die *Bereitschaft der Lehrer* zu fördern, sich auf einen Museumsbesuch sorgfältig vorzubereiten, wozu beispielsweise etwa eine Vorbesichtigung gehört.*

Unterlagen

(Es ist vorteilhaft, wenn Sie Publikationen direkt bei den Museen anfordern.)

Die Arbeit wird laufend fortgesetzt, wobei die aus Lehrern der verschiedenen Stufen und Fachleuten (Kunsthistoriker, Museumsmitarbeiter) zusammengesetzten Arbeitsgruppen je nach Thema wieder frisch gebildet werden. Grossen Wert wird auf eine sorgfältige Erprobung der ausgearbeiteten Unterlagen gelegt. Die daraus resultierenden Ergebnisse, ferner Wünsche und Anregungen aus der Lehrerschaft und von Seiten der Museen, dazu die Möglichkeit, aus den in Kursen und in der Schulpraxis gesammelten Erfahrungen neuen Initiativen eine immer solidere Grundlage zu geben, gestatten eine kontinuierliche Fortsetzung der Projektarbeit, die aus Gründen, wie sie in einem letzten Abschnitt dargelegt werden sollen, als Gegengewicht zur oft beklagten Kopflastigkeit der Schule selbst, aber auch zur insgesamt alarmierenden Entwicklung im Zusammenhang mit dem steigenden Medienkonsum (vgl. entsprechende Zahlen in der Schweiz. Lehrerzeitung 6/1980, S. 7) unserer Kinder und Jugendlichen die besondere Aufmerksamkeit und Unterstützung aller Lehrer und Erzieher verdient.

III

Museum als Alternative

Weit davon entfernt, die Tatsache, dass die Massenmedien mehr und mehr das Freizeitverhalten unserer Schüler bestimmen, als unabänderlichen Missstand zu beklagen, und ebenso strikt dagegen, nun alle Schuld den Massenmedien in die Schuhe zu schieben, ja sie ihrer dominierenden Stellung wegen zu verteufeln, soll hier vielmehr das Museum als eine unter andern möglichen Alternativen ins Blickfeld gerückt werden. Ausgerechnet das Museum mit seiner ganzen Statik und seinem fehlenden Appellationscharakter? Wenn die Vorzüge des Museums vielleicht auch nicht so unvermittelt in die Augen springen, wenn es zur Erschliessung eines Museums mehr braucht als einen einfachen Knopfdruck, so kann unter Umständen gerade diese ganz andere Eigenschaft zu einer Attraktion werden.

Frei- und Spielräume

Zunächst einmal bietet der Gang ins Museum eine willkommene *Abwechslung* zum Schulalltag; sein ungewöhnlicher, besonderer Anstrich sollte auch bei regelmässig erfolgreichem Museumsbesuch durchaus gewahrt bleiben. Ebenso wenig darf der Aufenthalt im Museum zu einer stur ablaufenden Lektion werden, der das Museum zufällig gerade als Lernort dient. Im Verhalten des nur hin und wie-

der klärend oder anspornend eingreifenden Lehrers muss spürbar werden, dass im Museum genügend Frei- oder Spielräume vorhanden sind, in denen sich die Schüler eigene Ideen, Assoziationen, Phantasien ausbreiten können. *Auslöser* sind nur scheinbar tote Objekte, Bilder und Zeichen: Sie warten nur darauf, aus ihrer Stummheit erlöst zu werden.

Vorteile des Museums

Hier nun tritt ein grundlegender *Unterschied* zu den *massenmedialen Angeboten*, insbesondere zum Fernsehen, auf, den es sich im Sinne einer pädagogischen Gegensteuerung zunutze zu machen gilt. Visuelle Kommunikation beginnt nicht erst mit dem bewegten Bild, dem Film, sondern visuelle Kommunikation hat ihre Wurzeln im *stehenden Bild*, das unsere Wahrnehmung auf sich zieht und in Ruhe sich entfalten lässt. Bei der Betrachtung eines Filmes (oder des TV-Bildschirmes) wird unsere Wahrnehmung hingegen mit «*Kurzfristreizen*» förmlich bombardiert, was leicht zu einer Gefährdung unseres seelischen Gleichgewichts führen kann. Nicht zuletzt die dem Film eigenen, schnellen Schnittfolgen haben, wie es ein US-Psychiater nennt, einen «*sensorischen Overkill*» zur Folge, der die Konzentrationsfähigkeit der Kinder empfindlich stört, sie reizbar und nervös macht. (Vgl. «*Kinder und Fernsehen*» Hrsg. von Paul A. Engstfeld und Peter Gutjahr-Löser, München, Olzog Verlag, 1980, S. 62). Ein weiteres Merkmal des Films besteht darin, viele Handlungen nur immer in abgekürzter, unfertiger Form zu zeigen. Wie Untersuchungen von Hertha Sturm (vgl. «*Fernsehen und Bildung*» Heft 9/1975/1, S. 39–50 und Heft 11/1977/1, S. 103–110, München, Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen) gezeigt haben, sind diese Phänomene schon 1927 von der Psychologin Bluma Zeigarnik untersucht worden.

Sollte auch für das Fernsehen gelten, was generell für unerledigte Handlungen gilt, die nachweislich besser behalten werden als erledigte, ja, die unter Umständen bei den betroffenen Personen einen Spannungszustand hervorrufen, der zu einer eigentlichen psychischen Stress-Situation führt? Mit einiger Sicherheit kann jedenfalls angenommen werden, dass der weitgehend passive Fernsehkonsum mit seinem breiten Angebot an Identifikationsmöglichkeiten, die aus dem Betrachter immer nur einen Stellvertreter und unselbstständigen Wiederkäuer machen, sich in einer sehr einseitigen Beanspruchung seiner ganzen Persönlichkeit auswirkt, die viel Energie bei sehr fraglichem Verarbeitungserfolg kostet. Deshalb ist fast zwangsläufig mit nervösen, innerlich wenig stabilen, unaufmerksamen Kindern zu rechnen. Von den besorgniserregenden Auswirkungen des exzessiven Fernsehkonsums auf das kindliche Artikulations- und Sprachvermögen braucht wohl nicht besonders die Rede zu sein; am Rande sei auf die grosse Bedeutung des Mediums Buch und der Lektüre schlechthin innerhalb des gesamten massenmedialen Angebotes hingewiesen.

Doch zurück zum Museum und seinen stummen, unbeweglichen Objekten und Bildern. Sind nicht gerade diese wie kaum etwas anderes in der Lage, uns jene *Ruhe* zu schenken, die für einen ungestörten, ungetrübten Wahrnehmungs- und Sehvorgang unabdingbare Voraussetzung ist? Wahrnehmen als aktives Eindringen in eine Welt der vielfältigsten Zeichen und Symbole, getragen von

ursprünglichen Emotionen und Reaktionen, die dann in einer nächsten Phase in Worte gekleidet werden, um als verbalisiertes Seherlebnis überhaupt erst mitteilbar zu werden? Findet visuelle Kommunikation zwischen Bild und Betrachter nicht erst in der nachfolgenden sprachlichen Kommunikation ihre höchste Erfüllung?

Ort der Begegnung

Insofern kann das Museum für die Schulklasse auch zu einem Ort der Begegnung untereinander werden, indem – immer den konkreten Gegenstand und Ausgangspunkt vor Augen – verbal über diesen miteinander kommuniziert wird. Das Stehbild, handle es sich nun um eine etruskische Wandmalerei, ein Altarbild von Fra Angelico, einen Freskenzyklus von Giotto, die «Stickerin» von Vermeer, die «Stadtwache» von Rembrandt, «Guernica» von Picasso oder um eines der photorealistischen Grossformate von Franz Gertsch, stets bleiben wir gebannt davor stehen, suchen mit unseren Augen, unserer Empfindung und unserem Wissen nach einer Antwort auf die Frage nach dem *Sinn* solcher Gestaltungsweise, möge sie nun Schönheit und Harmonie erstreben, Zeugnis von einer Epoche ablegen oder das Engagement eines Menschen und seiner Zeit ausdrücken. Museen sind letzten Endes nichts anderes als ungemein reiche, unerschöpfliche *Beweisstätten* für das *bildnerische Vermögen* des Menschen aller Kulturkreise. Wenn weiter oben vornehmlich von Kunstobjekten die Rede war, so versteht sich von selbst, dass fast jedes andere Museum ebenso geeignet ist, sich neugierigen Schüleraugen zu erschliessen, sofern seine Leiter auf der einen, die Vertreter der Schule auf der andern Seite bereit sind, die gewiss *aufwendige*, aber auf jeden Fall *lohnende* Partnerschaft zwischen den beiden Institutionen einzugehen.

Georges Ammann

Museums-Erlebnisse

Wir können allenthalben ein wachsendes Verständnis von Museumsverantwortlichen für Kinder feststellen. Sammlungen, welcher Art auch immer, sind nicht nur zum Betrachten da, sondern man darf gewisse Dinge anfassen, sie gebrauchen. So sah ich im Dahlem-Museum in Westberlin Schüler, die in der Völkerkundeabteilung – eine grossartige Einrichtung! – durch die Häuser von Eingeborenen aus Asien oder Afrika schritten, indem sie alles aus der Nähe anschauten. Blinde Kinder konnten Büsten abtasten. Im Rijksmuseum in Amsterdam beobachteten Kinder die Restaurierung eines Bildes. In einigen Naturmuseen (Olten, Solothurn, sicher auch anderswo) dürfen Kinder präparierte Tiere – wie mollig ist ein echter Bär! – streicheln. In Nürnberg führten Kinder historische Szenen auf.

Doch nicht alles darf berührt werden, und auch das ist richtig. Es braucht Ehrfurcht und Distanz vor einem Kunstwerk! Als ich einmal in einer holländischen Kunstsammlung zu neugierig war, geriet mein erklärender Finger in den Richtstrahl der Sicherungsanlagen! Glocken schrillten, Türen schlossen sich automatisch. Ich stand perplex da und ein händeringender Museumswächter bat mich, gebührend Abstand zu halten.

rks.